

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit
Band: 24 (1972)
Heft: 7
Rubrik: TV-Tip

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

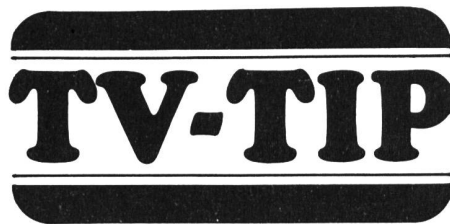
Download PDF: 13.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So ähnlich war es ja auch. Es war so unverschämte naiv! Der Zuschauer sah seine Lieblinge, auch wenn das in der Hauptsache ein bisschen schon zerkochte Grössen waren. Da waren Hans Söhnker, Ingeborg Hallstein, Peter Frankenfeld, Liselotte Pulver, Freddy Quinn, Hans Schenk, Erik Ode, Walter Giller, Gustav Knuth, Tagesschau-Sprecher Dombrowski (nebenbei: er ist auch Operettensänger) und die Monitor-Stars Rohlinger und Cassdorf. Es war also eine Art Eintopf, der Pfadfinder liebste Speise. Der Eintopf war ein fettiger Mus, aus dem alle Vitamine entwichen waren. Es wurde gesungen; alle sangen: Es ist eben die Macht der Musik, und singen ist so verteufelt menschlich. Dazwischen dämliche Sketchs, um immer wieder an die «Glücks-Spirale» zu erinnern. Hallstein und Söhnker leiteten das Animiern gelaber ein: «Schade, dass wir so viele Zuhörer haben, sonst könnten wir die halbe Million alleine gewinnen.» Und das «Salto Mortale»-Team reimte: «Wir zeigen Ihnen das bunte Zirkusspiel und das Euch die Show gefiel!» Gereimt wurde auf dem Notzuchtwege: von oben nach hinten durch die Brust ins Herz. Es war zum Entsetzen naiv. Wie sie auftraten, was sie sangen und wie sie sangen, war heruntergekommene Operettenwelt. Hallsteins klassische Arie konnte da auch nichts retten. Im Gegenteil, dieser Ritt auf der Mozartkugel verstärkte noch den Eindruck dass – insgesamt – auf Schmierseife gesungen wurde, der man entglitscht. In Gefühlsöl waberte jeder. Kommissar Ode sang: «Meine Frau ist der geborene Kommissar, aber dann doch ein milder Richter», und der neue Heintje (der darf nicht fehlen), der «kleine Nick», trillerte mit glücklich-fröhlichem Vibrato: «Ich bin zwar k-l-l-ein, aber oho!» Bei all dem Gesänge und Gespiele, das offenbar nur für Mütter mit kleinen Töchtern, alter Töchtern mit Müttern, Witwen, grauen Mäuschen und Mauerblümchen, Schreibsaalgemeinschaften, Putzfrauenkolonnen und Kaffeekränzchen gemacht zu sein schien, fiel am perfidesten die Selbstwerbung auf. Nicht für die Glücks-Spirale, nein über die Glücks-Spirale wurde an die Menschen von der Schattenseite, an die Zukurzgekommenen für das Allzumenschliche am Image der Lieblinge appelliert. Der «Mänzer Karnevalistenregisseur» Hans Schenk und Hit-Paraden-Jockey Dieter-Thomas Heck blödelten: «You are crazy!» «No, Schenk.» Walter Giller und Frankenfeld: «Guck mich an, du siehst aus wie der Giller.» Quinn und Pulver: «Sie können dann die Liselotte in Farbe sehen» (wenn Sie einen Farbfernseher gewinnen). «Wie werde ich erst im plastischen Fernsehen wirken?» Ja – wie? Es genügt schon so. Allzu bekannte Schlager wurden zu Schmönzetten gebuttert und verstopften das Gehirn ausschliesslich zum Sitz eines derangierten Gemüts. Nein, was hier geboten wurde, war Reklame auf unterstem Niveau. Es ging um das «Aha-Prinzip» (Aha, der Kommissar; aha, die Hit-Parade). Das sollte man endlich mal begreifen, dass der Kommissar nicht nur ein Kommissar ist, sondern ein Mensch wie

du und ich. Das wurde einem spätestens klar, als er sang. Der Zuschauer erfuhr mit Hilfe seines Lieblings eine Initiation in die Traumwelt. Das ist gekennzeichnet durch die Negation des wirklich Vorhandenen: man gab ja zu, dass alles nur Spiel ist, und lächelte mit feucht-fröhlicher Schunkelmentalität. Und die Affirmation des vergeblich Ersehnten: Erfolg und Sorglosigkeit. Die Welt der Lieblinge ist a-geschichtlich, jenseits der Vergänglichkeit des Irdischen. Auch die Lieblinge – darauf spielten sie selbst immer wieder an – sind nur Muster für die Zeitlosigkeit des Glücks (Frankenfeld mimte den Gewinner und Verlierer. Das war herzig, und mit viel Gelächter wurde er belohnt). Die Allgegenwärtigkeit des durch Verdrängung aufgebauten Paradieses macht die Lieblinge letztlich wie ihre Attribute zu manipulierbaren Faktoren der Traumindustrie. Dennoch: dieses vorgestellte Glück soll nicht ganz utopisch sein. Wäre es der gesellschaftlichen Wirklichkeit völlig entrückt, müsste es frustrieren, würde es zum Rückzug, zur Vereinzelnung auffordern. Das darf nicht sein: es geht um funktionierende Zeitgenossen. So trat auch hier zum Appell der Selbstwerbung ein moralisch-weltanschaulicher: als versteckter Hinweis auf ein materialistisch-pragmatisches Mittelstandsweltbild, dass die Lieblinge und Konsumenten umschliesst und sie somit einander näherbrachte. Mit augenzwinkernder Gelassenheit spielten die Grössen eine umwerfende Geburtsstunde: die Menschen sind alle gleich. Sie lachen gleich, sie singen gleich, und wenn es ethnische Ausnahmen gibt, dann ist das nur formal. Der gemeinsamen Materie kann niemand widersprechen. Gunter Sachs ist eben auch nur ein Kaminfeger. «Mit fünf Mark sind Sie dabei – und mit ein bisschen Willen sind Sie Millionär!» «Ein Glück, das auch mal der Ärmste gewinnen kann!»

Wolfram Knorr



8. April, 16.15 Uhr, ZDF

Interviews mit Süchtigen

Die Stufen des Verfalls durch Drogen, demonstriert von Professor Dr. Paul Kielholz, Basel

Wissen viele Eltern genug, um ihre Kinder über das Drogenproblem aufzuklären zu können? Wissen sie, welche Drogen

psychisch abhängig und welche körperlich süchtig machen können? Mit diesen Fragen bietet die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung «Informationen zum Drogenproblem» an. Das ZDF vertieft diese schriftlichen Broschüreninformationen durch «Gespräche mit Süchtigen», die Ärzte der Psychiatrischen Universitätsklinik Basel mit Drogenabhängigen auf dem XX. Internationalen Fortbildungskongress der Bundesärztekammer in Davos führten.

9. April, 19.15 Uhr, ZDF

Fass ohne Boden

Kirchliche Entwicklungshilfe und Welt-handel

Unmittelbar vor der Eröffnung der Welt-handelskonferenz in Santiago de Chile wird die Frage gestellt, ob die Entwicklungshilfe, besonders der breite kirchliche Entwicklungsdienst, die Handelsproblematik nicht sträflich vernachlässigt hat. Die grossen ökumenischen Entwicklungskonferenzen haben zwar immer wieder betont, dass eine Entwicklungsarbeit ohne verbesserte Handelsbedingungen und ohne eine liberale Öffnung der Märkte für die Produkte der Dritten Welt ein Fass ohne Boden sei. Aber die Haltung der reichen Industrienationen hat sich kaum geändert. Fallende Rohstoffpreise, Importbeschränkungen für Halb- und Fertigwaren aus Entwicklungsländern, Zölle und unbegründete Vorurteile des Verbrauchers gegenüber Produkten aus anderen Kulturbereichen behindern den Handel. Die Autoren dieser Dokumentation wollen zeigen, dass nur ein unbeirrtes und zugleich sachkundiges Engagement kirchlicher Entwicklungsträger für den Abbau von Handelshindernissen aus der Sackgasse der Entwicklungsarbeit führen kann.

10. April, 20.20 Uhr, DSF

Der Versager

Fernsehfilm von Herbert Knopp

Der Sachbearbeiter Bach ist 45 Jahre alt, verheiratet und seit vielen Jahren bei der Neovag-Versicherung tätig. Er wohnt mit seiner Frau und seinem Kind am Stadtrand in einem Reihenhauses, das in drei Jahren abbezahlt sein wird. Bis dahin muss er noch seinen alten Wagen fahren.

Der Sohn von Bach kommt nur in den Ferien nach Hause, denn er ist auf einer Internatsschule, die zum Teil von Bachs Schwiegervater bezahlt wird. In der Versicherung hat Bach einen neuen Filialleiter, Dr. Sauerwein, bekommen. Als dieser von Rationalisierung spricht, ahnt Bach, was kommen würde: Gleich in

den ersten Tagen wird er darüber informiert, dass seine Stelle und die seines Kollegen Grabowsky zusammengelegt wird. Das bedeutet, dass einer der beiden gehen muss. Bach kann von diesem Zeitpunkt an nichts anderes mehr denken. So passiert ihm im Büro eine unangenehme Geschichte; bei einem endlosen privaten Telefongespräch der Sekretärin platzt ihm der Kragen, und er drückt einfach auf die Gabel. Die Sekretärin meldet diesen Vorgang natürlich sofort dem Chef, und diese Sache wirft – nach Meinung Bachs – kein gutes Licht auf ihn selbst.

Bach wird noch unsicherer, als der Chef sich eines Tages die Abrechnungen vorlegen lässt. Bei Grabowsky ist alles in Ordnung, während bei Bach einige Unstimmigkeiten auftauchen, da er zweimal von Vertretern reingelegt wurde. Er verzweifelt völlig, als Dr. Sauerwein Grabowsky für einen Fortbildungskursus in Kontenführung anmeldet. Er macht sich keine Hoffnung mehr für seinen Aufstieg, und er betrinkt sich aus Verzweiflung. Am nächsten Morgen gesteht er die Sache seiner Frau, die völlig verständnislos reagiert und ihn einen Versager nennt. Bach ist verstört, doch er rechnet sich noch eine Chance aus – schliesslich ist sich jeder selbst der Nächste.

11. April, 21.00 Uhr, ARD

Der Marquis von Keith

von Frank Wedekind

München 1899. In der Stadt, die vom Fieber der Gründerzeit befallen ist, ruft der Abenteurer Keith die «Feenpalast-AG» ins Leben, um seine Freundin als Gesangsstar herauszustellen. Gleichzeitig aber soll die Gesellschaft der Sanierung seiner zerrütteten Finanzen dienen. Das Unternehmen bricht zusammen, und Keiths Karriere ist beendet. Aber der Revolver, mit dem er sich das Leben nehmen will, fliegt in die Ecke. Die Komödie ist aus, die Komödie kann beginnen.

13. April, 20.20 Uhr, DSF

Zeitspiegel

Heute zum Thema Fortschritt

Australien sieht unruhigen Jahren entgegen. Es ist zu befürchten, dass sich möglicherweise schon sehr bald ähnliche Szenen und blutige Rassenauseinandersetzungen auch auf dem australischen Kontinent ereignen, wie sie seit Jahren von Amerika und Südafrika bekannt sind. Bereits beginnen sich «Black Power»-Bewegungen zu formieren. Die Geburt der «Schwarzen Macht»



Stephanie Glaser und René Besson in Jack Popplewells Kriminalkomödie «Der Dolch im Rücken»

in Australien zeigt, dass die Aborigines oder Australneger heute, nach 200 Jahren passiven Ringens um ihre Rechte, der Versprechungen durch die Weissen müde geworden sind. Die Führer der militanten Bewegung sind zu raschem Handeln entschlossen. Bereits sollen ausgesuchte Mitglieder in Guerilla-Taktik und in der Handhabung von Sprengstoffen ausgebildet werden. Wie kommt es, dass ein Naturvolk, das seit 30000 Jahren keine Waffen und keine Kriege gekannt hat, das in friedlicher Harmonie mit der Natur glücklich und zufrieden dahingelebt hat, nun plötzlich den Gebrauch von Waffen entdeckt hat?

Mit der australischen Dokumentation «Was habt ihr mit meinem Land gemacht» («What have you done to my country») will der «Zeitspiegel» einen Beitrag zum besseren Verständnis der unenschlichen Auseinandersetzung zwischen Farbigen und Weissen leisten. Dieser Filmbeitrag «zum Thema Fortschritt» besagt schon in seinem Untertitel, wo eine der wesentlichen Ursachen des Rassismus liegt: in der unfreiwilligen Konfrontation alter Völker mit der Zivilisation der weissen Herrscher, im Fall Australiens in der Auseinandersetzung der farbigen Urbewohner mit den weissen Einwanderern, die vor 200 Jahren vom Kontinent Besitz ergriffen haben.

Im Namen des Fortschritts hatten die europäischen Siedler dem Kontinent eine Bestimmung zgedacht, dem das Land und seine Bewohner nicht gewachsen waren. Die Weite des australischen Kontinents verleitete die weissen Kolonialisten zum Traum von unbegrenzten Fortschritt. Die Ausbeutung der Rohstoffe leitete einen industriellen Boom ein und

machte in kurzer Zeit aus der unberührten Natur eine gigantische Fabrik, die das Maximum an Produktion aus der Natur holen sollte. Der Aborigine musste mit ansehen, wie die Gesetze der Natur denen der Wirtschaft und des Profits unterworfen wurden.

14. April, 22.30 Uhr, ARD

Königin Christine

von August Strindberg

«Um das Reich zu regieren, muss man ein gewöhnlicher Mensch sein – du siehst ja Bürger und Bauern im Reichstag! – und du bist ein ungewöhnlicher Mensch, du bist einem Künstler so ähnlich..., ebenso nachlässig, ebenso sorglos, ebenso leichtsinnig...» Das sagt Axel Oxenstjerna, Staatsmann und Kanzler Schwedens, zu Christine, der Tochter Gustav Adolfs, die die Schweden zu ihrem eigenen Unglück gekrönt haben. Königin Christine, die auf faszinierende Weise Kindlichkeit und Dämonie in sich vereinigt, muss einen Dichter wie August Strindberg zur Gestaltung in einem Drama gereizt haben. Er schrieb es 1901, und am 27. März 1908 wurde es in Stockholm uraufgeführt.

Königin Christine steht neben der Wirklichkeit. Sie spielt: mit Männern, mit der Krone, mit dem Leben, mit dem Land, und sie nimmt die Verantwortung, die sie trägt, nicht wahr. Tragischerweise ist das weniger ihre Schuld als ihr Schicksal, wie es auch ihr Schicksal ist, die Tochter des grossen Gustav Adolf zu sein – ein Schicksal, das sie überfordert. Ihre Launen schaffen politische Konflikte, ihre Verschwendungssucht hat das Schwedische Reich an den Rand des Ruins gebracht. Zugunsten ihres

Vetters Karl Gustav X. dankt sie ab und geht in die Verbannung, in der Hoffnung, an der Seite ihres jungen Geliebten Klaus Tott ein kleineres Schicksal und dafür etwas Glück zu finden. Doch auch diese Hoffnung erweist sich als trügerisch.

15. April, 20.20 Uhr, DSF

Der Dolch im Rücken

Kriminalkomödie von Jack Popplewell

«Der Dolch im Rücken» beruht auf der Kriminalkomödie «Busybody» des erfolgreichen Briten Jack Popplewell. Elisabeth Schnell hat eine schweizerdeutsche Fassung geschrieben, in deren Mittelpunkt eine Telephonistin mit dem beziehungsreichen Namen Alice Schnurrenberger wirkt. Sie beherrscht die Szene auf ihrem Platz vor der kleinen Telephonzentrale im Anwaltsbüro von Doktor Bräcbühl. Von dort aus sieht sie eines Tages, wie ein Mann rückwärts in das Zimmer tritt und tot zusammensinkt – mit einem Dolch im Rücken. Sie glaubt, dass es sich um ihren Chef handelt, und verständigt die Polizei. Als aber die Kriminalbeamten eintreffen, ist die Leiche verschwunden. Nun beginnt ein Wettlauf zwischen Alice Schnurrenberger und den Ordnungshütern um Aufklärung des zunächst so dunklen Falles. Jeder ist verdächtig. Als aber Doktor Bräcbühl quicklebendig erscheint, wird der Fall noch undurchsichtiger. Alice sammelt eifrig Indizien, um ihre vermeintliche Blamage gutzumachen und findet schliesslich auch heraus, wer der Tote ist.

Das Bernhard Theater in Zürich hat unter der Regie von Rainer Litten die schweizerdeutsche Version von Popplewells Kriminalkomödie mit Stephanie Glaser in der Rolle der Alice Schnurrenberger herausgebracht. Vera Furrer, Trudy Moser, Juliane Vonderlinn, Alfred Bruggmann, Oskar Hoby, René Besson und Ernst Stiefel sind die weiteren Mitwirkenden der Aufführung, die vom Schweizer Fernsehen aufgezeichnet worden ist.

17. April, 20.20 Uhr, DSF

Besuch auf einem kleinen Planeten

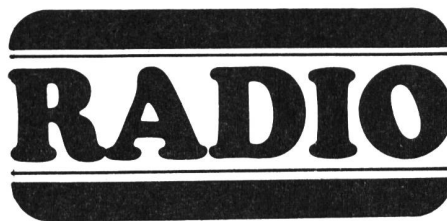
Fernsehkommödie von Gore Vidal

Robert Spelding, der populäre und abgebrühte Fernsehkommentator, ist doch recht skeptisch, als sein Freund Tom Powers, der als General eine Wäschereidivision befehligt, ihm unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit berichtet, dass über Pennsylvania ein UFO, ein unbekanntes fliegendes Objekt, beob-

achtet worden sei. «Der Weltraum hat doch für uns keine Geheimnisse mehr», glaubt er. Aber er irrt sich: Tatsächlich landet im Rosenbeet seines Gartens – zum Schrecken seiner Frau und zum Vergnügen seiner halbflüggen Tochter und ihres Freundes – Herr Kreton, der einem Menschen verblüffend ähnlich sieht, aber über Talente verfügt, vor denen den Erdbewohnern das Lachen rasch vergeht.

Kreton hat sich ein wenig verirrt: Er wollte 100 Jahre früher im amerikanischen Bürgerkrieg landen. Aber nach kurzer Zeit der Eingewöhnung entdeckt er, dass für jemand, der die Menschen bei ihrem liebsten Spiel, dem Kriegführen, erleben will, auch das Jahr 1971 so falsch nicht ist. Schnell findet er die Methoden, mit denen der Mechanismus in Bewegung gesetzt wird, der ausweglos in den Krieg zu führen scheint. Was das wirklich ist, kann Kreton nicht wissen: Bei ihm zu Hause gibt es keine Krankheit, keinen Tod und eine Intelligenz, die das Gehirn zwanzigmal mehr ausnutzt als bei den Menschen. Krieg ist eine blasse Erinnerung an ein sehr frühes Stadium der Zivilisation.

Die Begegnung zwischen dem geheimnisvollen Besucher Kreton und den hochmütigen, eitlen, besserwisserischen, aber auch liebenswerten Erdenmenschen und ihren Problemen birgt eine Fülle komischer Situationen, die gleichwohl manchen Anstoss zum Nachdenken bieten.



Zum neuen Tag

Ich möchte das Wort «Zum neuen Tag» in der Weise vorstellen, dass ich ein paar von jenen Fragen aufgreife und zu beantworten versuche, die uns im Zusammenhang mit dieser Sendung immer wieder gestellt werden oder die wir uns selber stellen.

Was ist der Zweck der Sendung?

Mit dem Wort «Zum neuen Tag» soll dem Hörer, der, eben aufgestanden, einen langen Werktag vor sich hat, eine kleine Starthilfe oder auch nur ein kleiner Denkanstoss gegeben werden. Die vom Radio mit dieser Aufgabe betrauten Mitarbeiter sind völlig frei, wie sie dieses Ziel erreichen wollen. So können sie zum Beispiel jede Sendung als in sich geschlossenen Einzelbeitrag gestalten, oder sie können auch einmal eine ganze Reihe konzipieren, mit Fortsetzungen also. Dabei wird es freilich immer wichtig sein, bei besonderen Ereignissen der Welt- oder Naturge-

schichte – bei Lawinenkatastrophen, Flugzeugentführungen, Mondlandungen – die Aktualität miteinzubeziehen, den Hörer also wirklich dort anzusprechen, wo er mit seinen Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen ist. Das Wort «Zum neuen Tag» darf keine Konserve, es darf kein «altes Wort zum neuen Tag» sein! Auf der andern Seite braucht gewiss nicht jedes Ereignis gleich seinen Niederschlag zu finden. Es gibt auch eine übertriebene Aktualitätshascherei, die vermieden werden sollte. Glücklicherweise, wer in jedem Fall die rechte Mitte zwischen Aktualität und – sagen wir – Beschaulichkeit zu finden vermag!

Warum nur dreimal in der Woche?

Das Wort «Zum neuen Tag» wird am Montag, Mittwoch und Freitag jeder Woche ausgestrahlt. Das hängt damit zusammen, dass diese Wochentage die festen Sendetage der drei Studios Basel, Bern und Zürich sind. Bei der Reorganisation des Radios und seiner Programme im Jahr 1965 hat man sich darauf geeinigt, an diesen Tagen jeweils aus dem diensttuenden Studio eine kleine Betrachtung auszustrahlen. Das ist seither so geblieben. Aber nun sind in jüngster Zeit Bestrebungen im Gang, auch den Dienstag und den Donnerstag mit einer Betrachtung zu versehen, und vielleicht kann diese Neuerung schon sehr bald eingeführt werden.

Wer soll am frühen Morgen reden?

Es sind in der Regel Pfarrer der beiden grossen Konfessionen (römisch-katholisch und evangelisch-reformiert), die im Wechsel an der Reihe sind. Da das Wort «Zum neuen Tag» aber keine kirchliche Sendung ist, kommen neben Christkatholiken immer auch einmal wieder Vertreter des Judentums und vor allem Laien zum Zug, beispielsweise Schriftsteller. Auch Frauen sind keineswegs von vorneherein ausgeschlossen. Sollte die Sendung auf fünf Tage in der Woche ausgedehnt werden, so müsste dem Pluralismus der Hörerschaft sicher noch vermehrt Rechnung getragen werden.

Wie lang soll der Beitrag sein?

Für das Wort «Zum neuen Tag» stehen siebenhalb Minuten zur Verfügung, wobei der gesprochene Teil vier bis fünf Minuten betragen und der Rest für eine kleine musikalische «Verschnauf-» und Denkpause bleiben soll, bevor das Morgenprogramm mit weiteren gesprochenen Sendungen (Programmorschau, Nachrichten) weitergeht. Die Musik wird meist liebevoll, zum Inhalt der Betrachtung passend, ausgewählt. Sie kann alle Stile umfassen, vom Volkstümlichen über die Klassik bis zum Jazz. Natürlich kann man dabei nicht immer den Geschmack aller Hörer treffen. So etwa wurde letzthin Mahalia Jacksons «Joy in the Morning» von einem erbosten Hörer als «Irrsinn am Morgen» bezeichnet.

Wann soll das Wort «Zum neuen Tag» ausgestrahlt werden?

Diese Frage ist ein ganz besonderes Kreuz für uns Radioleute. Denn jeder Hörer